

Helga Schubert: Vom Aufstehen. Ein Leben in Geschichten

Literaturklub Sindelfingen am 15. November 2021

Die Schriftstellerin Helga Schubert

Bevor sie im vergangenen Jahr den Bachmann-Preis erhielt und auch auf der Shortlist des Preises der Leipziger Buchmesse stand, war Helga Schubert bei uns hier Westen fast unbekannt. In der DDR gehörte sie zu den bekannten Schriftstellern, aber auch zu den kritisch beobachteten. Sie schrieb Kinderbücher, Theaterstücke, Hörspiele und Drehbücher und veröffentlichte mehrere Bände mit Erzählungen. Schon mit 20 Jahren schrieb sie ihre erste Erzählung. Manches, was sie schrieb, durfte sie nicht veröffentlichen. Wegen ihrer kritischen Einstellung zum SED-Regime hatte sie in der DDR einen schweren Stand.

Nach der Wende wurde es eine Zeitlang ruhiger um die Schriftstellerin Helga Schubert. Sie veröffentlichte noch zwei Bücher mit Geschichten aus der NS-Zeit, die sie recherchiert hat und dann nacherzählt: „Judasfrauen“ ist eine Geschichtensammlung über Frauen, die andere denunziert haben. „Die Welt da drinnen“ dokumentiert Schicksale in einer Nervenklinik und Verbrechen der Euthanasie. Diese Bücher wurden nach dem Erfolg des Bachmann-Preises vor kurzem wieder neu aufgelegt. Man kann also von einer Wiederentdeckung dieser Schriftstellerin sprechen.

Beim Bachmann-Wettbewerb war Helga Schubert die älteste Teilnehmerin, die es je gab. Dazu sagte sie in einem Interview: *„Für mich war das Alter kein Problem. Ich will ja keinen Marathon gewinnen, ich will eine Erzählung lesen. Literatur ist nicht altersabhängig.“*

Ein paar Bemerkungen zur Biographie

Das Buch mit dem Zusatztitel „Ein Leben in Geschichten“ enthält natürlich sehr viel Biographisches, deshalb hier nur ein paar Ergänzungen. Helga Schubert, 1940 geboren, lebte den größten Teil ihres Lebens in Berlin, genauer gesagt in Ostberlin. Sie studierte klinische Psychologie, arbeitete viele Jahre als Psychologin und war dann Schriftstellerin im Hauptberuf. Sie hat einen Sohn aus erster Ehe, dann heiratete sie den Psychologie-Professor und Maler Johannes Helm. Später zog sie mit ihm nach Mecklenburg, in einen kleinen Ort in der Nähe von Schwerin, wo er eine Galerie eröffnete. Dort gab es zu DDR-Zeiten eine Art Schriftstellerkolonie, in der zeitweise auch Christa Wolf und Sarah Kirsch lebten. Die Kolonie hat sich nach der Wende aufgelöst. Helga Schubert lebt dort bis heute mit ihrem über 90-jährigen Mann, dessen Pflege sie stark in Anspruch nimmt.

Die Geschichtensammlung als Ganzes

Die Geschichten sind aus der Ich-Perspektive geschrieben. Die Ich-Erzählerin hat sehr vieles mit Helga Schubert gemeinsam, ihre äußeren Lebensdaten

stimmen in jeder Hinsicht – bis hin zum Vornamen - mit denen von Helga Schubert überein. Dieses Buch ist der Versuch, ihr Leben in 29 einzelnen und ganz verschiedenen Geschichten darzustellen. Verschieden in der Länge, manche nur eineinhalb Seiten, andere wie ein kleiner Roman. Ganz verschieden auch vom Inhalt her: Manchmal geht es um bedeutende politische Ereignisse, dann wieder um ganz Alltägliches. Manche Episoden und Motive kommen immer wieder. Am Ende entsteht so etwas wie ein Gesamtbild, das natürlich unvollständig bleiben muss.

Das Buch war von der Autorin zunächst so nicht geplant. Beim Bachmann-Wettbewerb trug sie eine Geschichte mit dem Titel „Vom Aufstehen“ vor, mit der sie den Preis gewann. Dann fragte ein Verlag nach weiteren Geschichten. Ja, sie hatte eine ganze Reihe davon „in der Schublade“, noch nicht veröffentlicht. Einige wurden abgeändert, ein paar wenige neu geschrieben. Der Verlag schickte eine Lektorin nach Mecklenburg, eine ganz junge Westdeutsche, um die Auswahl zu treffen. Da trafen nun zwei ganz verschiedene Welten aufeinander, aber das erwies sich als „ein ganz großer Glücksfall“, wie Helga Schubert sagt, weil trotz der großen Unterschiede in Alter und Lebensumfeld die Zusammenarbeit sehr gut war.

In der Anordnung der Geschichten kann man eine chronologische Linie erkennen, aber keine strikte Reihenfolge. In der ersten Hälfte geht es eher um die Nachkriegszeit und die DDR, in der zweiten Hälfte überwiegen die Geschichten über die Zeit nach 1989. Die Geschichte „Vom Aufstehen“ ist die letzte im Buch, sie nimmt viele Motive der früheren Geschichten wieder auf und bildet einen Abschluss, auf den sich alles zubewegt. Sie hat auch dem Buch seinen Namen gegeben.

In der Fülle der Episoden, Motive und Gedanken kann man drei Themenbereiche erkennen: Viele von Helga Schuberts Geschichten sind eng verbunden mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts, in andern geht es um die Familie, vor allem um das Verhältnis zur Mutter, und dann gibt es noch Texte mit ganz persönlichen Beobachtungen und Reflexionen. Diese drei Themenbereiche gehen oft ineinander über und vermischen sich in ein und derselben Geschichte. Das macht es für den Leser manchmal schwierig sich zurechtzufinden.

Die Geschichten

1. Ein Leben im Spiegel der Zeitgeschichte

Helga Schubert sagt über sich selbst: *„Ich bin ein Kriegskind, ein Flüchtlingskind und ein Kind der deutschen Teilung.“* Man könnte hinzufügen: auch ein Kind der friedlichen Revolution von 1989 und des geeinten Deutschlands. Alle diese Epochen und Ereignisse spiegeln sich in ihren Geschichten.

Im folgenden Text geht es um den 2. Weltkrieg.

Mein Vater ist am 5. Dezember 1941 abends um 19 Uhr auf einem vereisten toten Arm der Wolga von einer Handgranate zerrissen worden und war sofort tot. Es ist ein Trauma meines Lebens.

Ich kenne ihn nur aus Erzählungen seiner Mutter (er konnte keiner Fliege etwas zuleide tun) und aus den Erinnerungen seiner Witwe, meiner Mutter (er war ein Familienmensch, er liebte mich, seine einjährige Tochter und stand ihrer Meinung nach den Nationalsozialisten nicht kritisch genug gegenüber).

(...)

Seine Mutter trug Schwarz, meine ganze Kindheit hindurch, Schwarz aus Trauer. Denn zwei Jahre später starb ihr zweiter Sohn im Krieg und weitere zwei Jahre später starb ihr Mann, der Vater meines Vaters, an den Folgen einer Namensverwechslung mit einem gesuchten SS-Mann bei der kampf-losen Übergabe Greifswalds an die Rote Armee.

Ich habe als Kind zu viele Tränen gesehen. (p.15,17)

Helga Schubert hat ihren Vater nie kennengelernt, aber zu seiner Mutter, ihrer Großmutter in Greifswald hatte sie eine ganz besonders enge Beziehung. Von ihr bekam sie das, was ihre kühle und strenge Mutter ihr nicht geben konnte: bedingungslose Zuneigung. Dass sie als Kind jedes Jahr die ganzen Sommerferien bei der Großmutter verbringen durfte, ist ihre schönste Erinnerung und gab ihr Widerstandskraft für ihr ganzes Leben. „So konnte ich alle Kälte überleben“, sagt sie.

Text 2

Mein idealer Ort ist eine Erinnerung.

An das Aufwachen nach dem Mittagsschlaf in der Hängematte im Garten meiner Großmutter und ihres Freundes (mein alter Freund, sagte sie) in der Greifswalder Obstbausiedlung am ersten Tag der Sommerferien.

Immer am ersten Tag der langen wunderbaren Sommerferien.

Neben mich auf einen extra dorthin geschleppten Holztisch hatte dann ihr alter Freund (er war vor und im 2. Weltkrieg Chef der Konsumbäckerei, und seine Frau hatte sich beim Einmarsch der Roten Armee erhängt) ein großes Stück warmen Streuselkuchen auf einen Porzellanteller gelegt, den er zu meiner Begrüßung gebacken hatte.

Meine Großmutter (sie hatte ihren üppigen Körper auch im Sommer in ein Korsett geschnürt), kam aus der Küche mit einer Kanne Muckefuck für ihn und mich. Für sich hatte sie in der Tasse einen Bohnenkaffee aufgebrüht. Meine Medizin, das brauche ich für mein Herz. (...)

Am Vortag war ich allein mit dem Zug aus Berlin gekommen. Gleich nach der Zeugnisausgabe am letzten Schultag musste ich dort nur meine Mutter im Dienst anrufen, ihr meine Zensuren vorlesen, mich für eine eventuelle Zwei entschuldigen, wieso hast du da keine Eins, du brauchst doch nur in die Schule zu gehen und nicht den ganzen Tag zur Arbeit wie ich, was hat denn Gaby in dem Fach, siehst du eine Eins.

Ich musste mich nur von der Telefonzelle aus von meiner Mutter in ihrer Dienststelle verabschieden, bis zum letzten Tag der Sommerferien durfte ich nun bei meiner Großmutter bleiben. (p.7/8)

Als 21-jährige Studentin erlebt Helga Schubert, wie die Mauer gebaut wird. Es dauert eine lange Zeit, bis ihr völlig klar wird, dass es zum SED-Staat keine Alternative mehr gibt. Dazu schreibt sie: „*ich versuchte mich mit aller Macht an den Gedanken zu gewöhnen, dass dies Leben in einem eingemauerten Land wirklich mein Leben ist, also kein Probeleben für ein normales späteres, ich hatte nur diesen einen Versuch.*“

Das Gefühl der Unfreiheit und der Angst wird jetzt Teil ihres Lebens. An der Ostsee, wo sie sich so gerne aufhält, empfindet sie die Sehnsucht nach Freiheit ganz besonders.

Text 3

Die Ostsee war immer die Verbindung zu den großen Meeren. Am Horizont sahen wir die tröstlichen Fähren nach Dänemark und Schweden hinter den martialischen Grenzwächterschiffen der DDR. Diese Fähren am Horizont, wenn wir am Strand standen und auf die Ostsee sahen, waren zu DDR-Zeiten immer der Beweis, dass es die Welt noch gab, die normale zivilisierte Welt des 20. Jahrhunderts. (...)
In vierzig Jahren, dachte ich im August 1961, wenn ich in Rente bin, darf ich vielleicht doch einmal auf einer solchen Fähre sein. (p.103)

In einer anderen Geschichte werden die Enge und Kontrollsucht des SED-Staats mit Ironie dargestellt. Es geht um Helga Schuberts 14-jährigen Sohn, der den Wunsch hatte, Förster zu werden. Für das Studium brauchte er eine abgeschlossene Lehre als Forstarbeiter, wovon es nur sehr wenige gab. Deshalb hieß es, sich bei allen möglichen Stellen persönlich zu bewerben.

Text 4

Haben Sie Verwandte ersten Grades im Westen? Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie gleich noch im Stehen danach frage, sagte der Direktor des Instituts für Forstpflanzenzucht.
Aber falls Sie Verwandte ersten Grades in der BRD haben, dann hat es gar keinen Zweck, dass wir uns weiter unterhalten.
Nein, sagte ich.
Dann ist gut, setzen Sie sich doch bitte, sagte der Direktor erleichtert und ließ mir Kaffee kommen.
Wir stellen hier bei uns etwas sehr Exportintensives her, etwas wofür unser Staat viele Devisen einnehmen kann: Lärchenpflanzen. Wenn unsere Produktionsmethode dem Westen bekannt würde, dann würden die das selber so machen wie wir und nicht mehr bei uns kaufen. Da unsere Lehrlinge mit dieser Produktion unmittelbar zu tun haben, können wir uns keine Sicherheitslücke leisten (...)
Wie gut, dass ich als 37jähriges Einzelkind so untadelig östlich vor ihm saß. Jedenfalls, was die erfragte Blutsverwandtschaft betraf.
Nur eine Mutter und nur einen Sohn. Beide im Osten. Die Lärchenproduktion und der Staatshaushalt der DDR waren damit ungefährdet.

*Mein Sohn kam auf die Warteliste. Er war der Zehnte.
Warum sollte ich ausgerechnet Blutsverwandten im Westen, wenn ich sie gehabt hätte, davon erzählen, wie die Zapfenpflücker die Lärchenzapfen in großer Höhe abbrechen, um an die kostbaren Lärchensamen zu gelangen. (p.21-23)*

Dies ist eine Szene fast wie aus einer Comedy. Die Realität, die Helga Schubert 28 Jahre erlebte, war aber bedrückend, sie nennt es „ein Leben, das überschattet war durch den Moloch der Diktatur.“ Wegen ihrer Ablehnung der Partei gilt sie als „feindlich-negativ“, erlebt Schikanen, wird vorgeladen, darf nicht zum Bachmann-Wettbewerb ausreisen und wird wegen „staats-gefährdender Hetze“ 14 Jahre lang von der Stasi observiert.

Andrerseits darf sie mehrmals in den Westen reisen. Sie hätte dort bleiben können, was auch ihr Wunsch war, aber sie konnte sich nicht vorstellen, sich von ihrem Mann und ihrer Familie zu trennen. „*Ich lebte im falschen Land mit den richtigen Leuten*“, sagt sie in einem Interview.

Außerdem war sie sehr in der evangelischen Kirche engagiert, ein Kirchenmitglied aus innerster Überzeugung, und auch dort bat man sie zu bleiben, mitzuhelfen, dass sich etwas ändert. Sie trat auf kirchlichen Veranstaltungen auf, zusammen mit anderen regimekritischen Schriftstellerinnen wie Elke Erb und Bettina Wegner, und gehörte zu den kirchlichen Kreisen, die durch Friedensgebete und Demonstrationen eine friedliche Revolution herbeiführen wollten.

Text 5

Der Offizier der Abteilung XX des Ministeriums für Staatssicherheit, der diese Spitzelberichte über mich 14 Jahre lang in Auftrag gab und entgegennahm, hat sich übrigens ein paar Jahre später bei den Aufnahmen für einen Dokumentarfilm über Literatur und Staatssicherheit bei mir entschuldigt:

Er spüre Reue und Scham, zumal ihm die Observierung von uns evangelischen Christen geholfen hätte, nach dem 9. November 1989 keine Angst um sein Leben zu haben.

Die tun uns nichts, hätte er zu seinen Genossen gesagt, die Lynchjustiz befürchteten.

Denn die wollen wirklich keine Gewalt.

Die wollen nur eine andere Gesellschaftsordnung.

Ob wir es wohl wagen sollten, fragte mich ein evangelischer Pastor in Stralsund im Oktober 1989, mit unseren Kerzen auf die Straße zu gehen, nur ein paar Meter hinaus, in den öffentlichen Raum? In anderen kleinen Städten wird das auch überlegt. Wir sind ja nicht in Leipzig oder Dresden, wir sind doch hier viel mehr auf uns allein gestellt, Nach dem Friedensgebet übermorgen, am nächsten Montagabend?

Er wagte es.

Und es wagten viele Pfarrer (p.32/33)

Helga Schubert begrüßt die Ereignisse von 1989 und die Einheit Deutschlands ohne jeden Vorbehalt. Nach der Öffnung der Mauer wird sie politisch aktiv: Sie wird Pressesprecherin des „Runden Tisches“ (jenes Gremiums, das die ersten freien Wahlen in der DDR vorbereiten sollte). Sie sollte sogar CDU-Kandidatin für Berlin werden, was sie aber nach einer Bedenkzeit ablehnte.

In der Nacht zum 3. Oktober 1990 von 23 Uhr bis Mitternacht nahm sie an einer Diskussionsrunde im Süddeutschen Rundfunk zum Thema „Das Ende der DDR“ teil. Dazu schreibt sie: *„Wir drei waren verschiedener Meinung, sehr verschiedener Meinung. Sie reichte von Enttäuschung, Angst, Relativierung bis zur Freude. Ich sagte, dass ich mich sehr glücklich fühle.“* (p. 112)

Später, wieder einmal zu Besuch an der Ostsee: *„Ich werde es nie selbstverständlich finden, dass ich auch dort auf der Fähre stehen könnte.“* (p. 92)

Über die Zeit nach 1990 findet man in Helga Schuberts Buch keine politischen Äußerungen oder Stellungnahmen. Negative und besorgniserregende Entwicklungen bringt sie jedoch indirekt und auf ironische Weise zur Sprache, z. B. in der Erzählung „Das eingelöste Versprechen“.

Text 6

Was fällt euch ein zu Mecklenburg-Vorpommern heute im Gegensatz zu früher, frage ich unsern Besuch.

Dass jetzt die Spargelzeit kommt und man den Spargel auch bekommt, antwortet der Mann, von dem man auch einen Vortrag erwarten könnte über die geringe Wahlbeteiligung im Allgemeinen und die bekannt hohe Wahlbeteiligung der Rechten, die Landflucht der Hausärzte, die Flucht der Jugend Richtung Westen, die glatt geschorenen Hansa-Rostock-Anhänger, die in den Zügen von Polizisten begleitet werden müssen, den Atheismus, die Vorsitzenden der riesigen Agrargenossenschaften, die vorher Vorsitzende der LPG waren, und die Seilschaften allgemein. Nein, er schwärmt vom Spargel, jeden Tag Spargel, schön dick, frisch, in Schinken gewickelt. Und gleich danach die Erdbeeren, wochenlang Spankörbe voll Erdbeeren. Dass er das noch erlebt, das sei eigentlich das Schönste an der Einheit Deutschlands. (p. 93)

2. Die Mutter

In Helga Schuberts Geschichten geht es immer wieder um ihr schwieriges Verhältnis zu ihrer Mutter, in mehreren Geschichten ist dies das Hauptthema.

Die Mutter heiratete mit 25 Jahren einen Mitstudenten und war zwei Jahre später eine Kriegerwitwe mit einem einjährigen Kind. Sie hatte ihr Studium der Volkswirtschaft beendet und lebte und arbeitete in Berlin. Als sie später wegen der Bombenangriffe aus Berlin evakuiert werden musste, flüchtete sie nach

Hinterpommern, wo ihr Vater herstammte. Auf dem Bauernhof ihrer Großeltern wurde sie aufgenommen, musste aber bald wieder beim Herannahen der Roten Armee Richtung Westen fliehen. Die Verwandten machten sich in aller Eile auf den Weg, ohne sich um sie zu kümmern. Sie hatten ihre Fuhrwerke vollgeladen mit Bettzeug, Wäsche und Geschirr, und es war kein Platz mehr. So musste sie die Flucht allein durchstehen, zu Fuß im Treck, mit dem fünfjährigen Kind in einem dreirädrigen Kinderwagen. Irgendwie schaffte sie es bis Greifswald zu ihren Schwiegereltern. Dort angekommen brach sie zusammen, und das Kind wurde sehr krank. Sie hatte alles verloren – bis auf ihre Handtasche mit einem Taschentuch. Ihr ganzes Leben erzählte sie von dieser Flucht. Nach dem Krieg lebte sie mit ihrer Tochter in Berlin, später Ostberlin. Sie bekam eine gute Stelle als Bibliothekarin und arbeitete ununterbrochen bis zu ihrer Pensionierung. Sie ging nie mehr eine dauerhafte Verbindung zu einem Mann ein, obwohl es ihr als gut aussehende Frau nicht an Möglichkeiten fehlte.

Als Mutter war sie fordernd und unduldsam. Sie schlug ihre Tochter, genauso wie sie selbst von ihrem Vater geschlagen worden war, manchmal ohne Grund, einfach weil sie da war, hustete oder weinte. *„Ich habe meine Mutter respektiert und gefürchtet, nicht geliebt“*, sagt die Erzählerin.

Text 7

Zu ihrem Geburtstag hatte ich ihr eine Kette aus weißen Bohnen geschenkt, dafür von meiner Oma, bei der wir nach der Flucht Zuflucht gefunden hatten, ein paar Bohnen erbeten, heimlich eingeweicht und dann Bohne für Bohne durchstoßen; sonst wären die Bohnen ja zu hart gewesen. Eine solche Kette hatten im Jahr 1946 alle aus meiner Klasse ihren Müttern geschenkt. Und die Mütter der anderen freuten sich, nahmen ihre Kinder in den Arm und geben ihnen einen Kuss. So hatten es mir meine Freundinnen erzählt. Ich hockte also erwartungsvoll auf der Bettkante. Meine Mutter stand vor dem Spiegel. Ich holte die Kette aus dem Versteck. „Kuck mal, was ich für dich gemacht habe“. Meine Mutter sah weiter in den Spiegel, um sich zum Ausgehen zu kämmen, als ich ihr vorschlug, die Weiße-Bohnen-Kette anzulegen. Sie wandte sich zu mir: „Nein, so etwas trage ich nicht“. Ich bekam doch kein Taschengeld, um ihr etwas zu kaufen. (p.213)

Nach Meinung der Mutter hatte die Tochter nichts von ihr, sondern ähnelte mehr und mehr ihrem Vater und damit auch der verhassten Schwiegermutter in Greifswald. *„Als ob Tote auferstehen könnten“*, sagte sie immer wieder zu ihrer Tochter.

Sie sagte auch: *„Dieses Besserwisserische, Rechthaberische, auch das Sparsame, das hat sie alles nicht von mir.“*

Text 8

Beim Tod ihres Mannes war meine Mutter 27 Jahre alt und hatte nun sein Kind.

Eigentlich wollte sie einen kleinen Peter. Und nun war es ein Mädchen. Es kam so vollkommen nach der Familie ihres Mannes, hatte so gar nichts von ihr selbst.

Das Mädchen sah ihrer Schwiegermutter so ähnlich.

Immerzu wurde meine Mutter an diese Frau erinnert, wenn sie das Kind ansah. Es war ihr fremd.

Später sagte sie zu ihm:

Du bist verrückt, schizophren, eitel wie deine Großmutter. (p.142)

Einmal, nach einer Auseinandersetzung, sagte sie zu ihrer Tochter: „*Wenn du doch damals nach der Flucht gestorben wärst*“. Das konnte die Tochter nicht vergessen.

Die Mutter wurde 101 Jahre alt. Mit dem Alter wurde sie immer eigenwilliger. Nach der Wende, mit über 80 Jahren, trat sie in die SPD ein, der Partei ihres Vaters, und half in den Fußgängerzonen beim Wahlkampf, indem sie Luftballons an die Kinder verteilte. Obwohl sie eine gute Stellung und später zwei Renten hatte (eine aus dem Osten und eine aus dem Westen als Kriegervitwe), kam sie nie mit ihrem Geld aus und musste ständig ihre Tochter anpumpen. Sie gab viel Geld aus für Bücher, nach ihrem Tod fanden sich in ihrer Wohnung 10 000 Bücher, zu einem großen Teil noch verpackt. Sie kaufte sich wertvolle Kunstgegenstände und mietete sich eine teure Wohnung, mit Stuck und Parkett, am Potsdamer Park, in der Beletage, wie sie sagte. Sie ließ sich im Taxi zur Kur nach Bad Marienbad fahren, immer in einem weißen Mercedes. Um ihre Ausgaben zu finanzieren, ließ sie sich ihre beiden Sterbeversicherungen auszahlen.

Für ihre Urenkelin Milli entwickelte sie eine geradezu abgöttische Liebe. Die andern drei Urenkel interessierten sie nicht. Milli war eine Schönheit und sah ihrer Urgroßmutter „*so ähnlich, als ob sie sich selbst im Spiegel als junge Frau sah*“. Milli war ihr Ein und Alles, „*ihre beste, ihre einzige Freundin*“, wie sie sagte. Milli durfte alles, bekam alles und wurde mit Geschenken überhäuft. Als Milli eines Tages von ihrer Mutter hinausgeworfen wurde, quartierte sie sich bei ihrer Urgroßmutter ein. Wenn Milli zu einer Party ging, bekam sie Geld für ein Taxi. Ihre Urgroßmutter lag dann die ganze Nacht wach und las, bis Milli am frühen Morgen wieder heimkam.

Die Mutter mochte keine alten Leute. Als sie schließlich mit über 90 in einem Stift lebte, gab es jeden Nachmittag im Café im unteren Stockwerk eine Veranstaltung mit Vorträgen, Spielen oder einfach nur Gesprächen. „*Aber das sind ja alle alte Leute, sagte sie, da gehe ich nicht hin*“.

Als sie ins Krankenhaus kam, gab sie nicht ihre Tochter als Kontaktperson an, sondern Milli. „*Meine Urenkelin weiß, was ich will, auch wenn ich einmal nicht*

mehr sprechen kann“, sagte sie zu der Schwester, während die Tochter an ihrem Bett saß und Milli weit weg in einer anderen Stadt ihre Ausbildung machte. Das war zu viel für die Erzählerin, sie konnte mit der Situation nicht mehr umgehen. Sie fuhr ein paar Tage an die Nordsee, dort bat sie um ein Gespräch mit der dortigen Pfarrerin.

Text 9

Leider kann ich das 4.Gebot nicht befolgen. Das antwortete ich der kurzgeschorenen knabenhaften jungen Frau am langen Tisch gegenüber, Deckenbeleuchtung, außer ihr und mir niemand im großen Kirchgemeindesaal der Nordseeinsel. (...)

Was ist so schwer mit dem 4.Gebot? Was ist denn los mit Ihnen und Ihren Eltern?

Es geht nur um meine Mutter. Meine Mutter ist mein Problem. (...)

Ich kann sie nicht lieben, so wie sie mich nicht lieben kann. Du sollst deinen Vater und deine Mutter lieben, auf dass es dir wohl gehe....

Das ist doch das 4.Gebot.

Irrtum, sagte die Pastorin. Von Liebe ist in dem Gebot nicht die Rede. Sie brauchen sie nur zu ehren. Sie haben doch Ihren Auftrag erfüllt, denn: Wie viele Menschen kümmern sich täglich um ihre Mutter? (...)

Sie haben sich ganz umsonst bekümmert, sagte die Pastorin.

Liebe ist etwas Freiwilliges, ein Geschenk.

Sie lächelte mir aufmunternd zu.

Zum Taizé-Gebet kamen wir zur rechten Zeit.

Die Kirche war voller flackernder Kerzen, die Pastorin sprach auch hier ganz und gar unpathetisch.

Mir schien, als ob ich von etwas Schwerem endlich erlöst war. (p.189-193)

Helga Schubert bestätigt in einem Interview, dass dieses Gespräch auf der Nordseeinsel für sie eine Befreiung war. Entscheidend war die Erkenntnis, dass Respekt genügt. Respekt könne man sich vornehmen, sagt sie, Liebe nicht.

Vier Jahre später starb die Mutter mit über 100 Jahren. Die Tochter saß am Intensivbett. „*Wir wollen doch noch ein bisschen leben*“, sagte die Mutter auch da noch. Sie redete ununterbrochen leise und monoton vor sich hin. Sie habe, sagte sie, für ihre Tochter drei Heldentaten vollbracht: sie habe sie nicht abgetrieben, sie habe sie auf der Flucht bis zur Erschöpfung vor sich hergeschoben und sie habe sie beim Einmarsch der Russen nicht vergiftet und nicht erschossen, obwohl der Großvater das für die ganze Familie als einzigen Ausweg sah.

Text 10

Draußen vor dem Zimmer der Intensivstation saß eine Amsel in einem kahlen Baum. Ich sagte zu meiner Mutter: Ich verdanke dir, dass ich lebe, es ist alles gut.

Heute, vier Jahre später, würde ich noch etwas hinzufügen:

Ich danke dir, dass du mir von klein an so viel von 1933 erzählt hast, wie alles kippte, von eurem Geschichtslehrer, der im Unterricht plötzlich sein Jackett auszog, und darunter war das Braunhemd, von eurem Erschrecken, weil deine Freundin doch eine Jüdin war. (...) Ich danke dir, dass du abends mit mir, als ich ein Kind war, im russisch besetzten Sektor Berlins den RIAS hörtest, den Rundfunk im amerikanischen Sektor, und mir alles erklärtest: Im Westen sagen sie es so, und hier im Osten in der Zeitung und in eurer Schule sagen sie das Gegenteil, und es ist zum Teil gelogen. Dass ich zu meiner anderen Großmutter durfte, in allen Schulferien, trotz deines Hasses auf sie, dass du einmal nach dem Krieg, ich war sieben, mir einen Roller mit Holzrädern kauftest, spontan, es gab keinen besonderen Anlass. (p.217/218)

Die Erzählerin zählt hier vieles auf, was sie ihrer Mutter verdankt. Tagtäglich erlebte sie bei ihrer Mutter eine kritische Einstellung gegenüber den politischen Verhältnissen, das hat sie von Kindheit an geprägt. Sie hat sich schließlich damit versöhnt, dass sie diese Mutter hatte. Sie hat trotz aller Verletzungen und Konflikte versucht, die Mutter zu verstehen und aus einer anderen Perspektive zu sehen. Sie hat viel darüber nachgedacht, dass jede einseitige Sicht falsch ist und „*dass in der Welt der Menschen nichts einfach gut oder böse ist. und dass jeder gut und böse ist.*“ Sie weiß auch, dass ihre Mutter Schlimmes erlebt hat. So schafft sie es zu vergeben.

3. Beobachtungen und Gedanken

In diesen Texten, die man auch mit dem altmodischen Wort „Betrachtungen“ bezeichnen könnte, werden wir hineingenommen in die Alltagswelt der Erzählerin, und in die Gedanken, die sie sich macht. „*Nichts ist unwichtig*“, sagt sie, „*wenn ich es nur genau genug betrachte. Im kleinsten könnte ich die Gesetze des Lebens erkennen*“. (p. 129)

Sie schreibt über das Altsein, man „*muss nichts mehr*“, das ist das Gute daran. Oder über den Altweibersommer, mit der Anmerkung, dass dieser vielleicht bald nicht mehr so heißen wird – ein kleiner Hinweis auf die Gender-Manie. In vielen Geschichten geht es um das Leben in Mecklenburg, in einer ländlichen Gegend, Geschichten, die immer wieder über den dörflichen Rahmen hinausgehen.

In einer anderen Geschichte erzählt sie von einem Behördengang nach Schwerin wegen einer Ummeldung. Die Beamtin begrüßte sie freundlich als Neubürger und gab ihr noch den Tipp mit auf den Weg, sich doch gleich den nahegelegenen Friedwald anzusehen, er sei sehr romantisch an den Hängen des Schweriner Sees.

In der Erzählung „Warum schreiben“ können wir einen Blick in ihre Schreibwerkstatt werfen. Wenn sie schreibt, muss sie sich total zurückziehen, auch von ihrer nächsten Umgebung, und alle Antennen nach außen still legen. Nur in diesem immer größer werdenden Abstand zur Welt kann die Geschichte entstehen. Es gehört sehr viel Mut dazu, etwas von sich und seinem Leben preiszugeben und sich andern Menschen auszuliefern, die vielleicht mit Unverständnis oder Spott reagieren. Es ist, als müsste sie, auf dem Weg zu den Menschen am andern Ufer, auf einer schmalen wankenden Brücke balancieren, ohne Geländer hoch über dem Abgrund. Immer ist auch die Angst dabei, Menschen, die sie kennt, zu verletzen, wenn sie über sie schreibt. Deshalb konnte sie auch nie über ihre Mutter schreiben, als diese noch lebte. Warum tut sie sich das alles an?

Text 11

Etwas erzählen, was nur ich weiß. Und wenn es jemand liest, weiß es noch jemand. Für die wenigen Minuten, in denen er die Geschichte liest, in der unendlichen eisigen Welt. (p.215)

In einem Interview fügt sie hinzu: *Das heißt, dass man sein ganzes Leben Brücken zu anderen Menschen bauen kann. Und dass man nie verlassen ist.*

Sind Helga Schuberts Geschichten autobiographisch?

Auf diese Frage antwortet sie immer: Ja, aber eine Autobiographie ist etwas anderes. Ihre Geschichten sind Mosaiksteine aus ihrem Leben, Mosaiksteine, die sie lange und intensiv bearbeitet hat. Jede Geschichte beruht auf etwas, was sie erlebt hat oder was ihr jemand erzählt hat. Dieses „Material“ geht dann durch zahlreiche Filter, es wird lange Zeit durchdacht, sozusagen destilliert, dann wieder in Frage gestellt, bis am Ende die Geschichte herauskommt. Insofern sind ihre Geschichten immer nahe an ihrem Leben, aber sie sind nicht identisch damit.

Zum Stil

Helga Schubert hat eine Neigung zur Ironie. Ansonsten ist ihr Stil schlicht, sie berichtet, was war, ohne besonderes Vokabular, einfach Alltagssprache. Typisch für ihren Stil sind ganz kurze, oft unvollständige Sätze und assoziative Verbindungen, die manchmal verwirrend sind.

Sie berichtet aus einer gewissen Distanz wie eine Beobachterin. Sie selbst nennt ihren Stil „lakonisch, unsentimental und unpathetisch“, die Tatsachen sollen für sich sprechen. Sie will nichts dramatisieren, sondern genau hinsehen und dann beschreiben, was sie gesehen und verstanden hat. So beschreibt sie z.B., wie sie unter dem SED-Regime gelitten hat, aber sie inszeniert sich nicht als Verfolgte und Regime-Kritikerin.

Zum Titel

In ihrer Dankesrede beim Bachmann-Preis sagte Helga Schubert, der Titel ihres Buches sei eine Hommage an Ingeborg Bachmann, deren Erzählung „Das dreißigste Jahr“ eine Reflexion über das Aufstehen enthält. Diese Geschichte endet mit der Aufforderung an die Hauptperson: „Steh auf und geh!“ Darüber hinaus hat der Titel sicher auch eine weitergehende Bedeutung, im Sinn von: Nach jedem Hinfallen heißt es wieder aufstehen.

Schlussbemerkungen

Kann man Helga Schubert eine DDR-Schriftstellerin nennen? Nicht von ihrer politischen Einstellung her, aber auch ihre Schreibweise passte den offiziellen Literaturkritikern nicht. Sie konzentriert sich viel zu sehr auf die einzelnen Menschen und nicht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Was sie interessiert, ist die ganz individuelle Lebenssituation eines Menschen, wie er damit umgeht und wie er sein Schicksal erlebt. Sie sucht immer die „emotionale Wahrheit“, wie sie selbst sagt. Nebenbei erfahren wir natürlich auch einiges über das Leben in der DDR, und insofern füllt Helga Schuberts Buch eine Lücke, weil die DDR weitgehend aus unserm Blickfeld verschwunden ist.

Am Ende ihrer letzten Geschichte heißt das Fazit: „alles gut“, in der letzten Zeit ist das zwar eine Floskel geworden, aber bei ihr ist es mehr: Sie hat sich mit ihrem Leben versöhnt und sie kann ohne Groll zurückblicken. Schreiben und Lesen haben ihr Teil dazu beigetragen. Beim Lesen findet sie immer wieder diesen „Strom von Einverstanden-Sein“, wie sie es nennt.

Zum Schluss noch ein Satz aus der Berliner Zeitung taz: „Sie ist eine der ganz Großen der kleinen Geschichten“.

November 2021

Brigitte Dobler-Coyle